

NEW YORK
TIMES
BESTSELLER

lauren
groff
Roman
matrix

CLAASSEN

Lauren Groff | *Matrix*

Lauren Groff

Matrix

Roman

Aus dem Englischen von
Stefanie Jacobs

claassen

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe erschien 2021
unter dem Titel *Matrix* im Verlag Riverhead Books,
einem Imprint von Penguin Random House, LLC, New York.



claassen ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-546-10037-3

© Lauren Groff, 2021

© der deutschsprachigen Ausgabe
2022 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus Albertina MT Pro

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Für all meine Schwestern

ERSTER TEIL

1

Sie kommt allein aus dem Wald geritten. Siebzehn Jahre alt, im kalten, feinen Märzregen, Marie aus Frankreich.

Es ist 1158, und die Welt geht erschöpft dem Ende der Fastenzeit entgegen. Bald ist Ostern, früh in diesem Jahr. Die Saat auf den Feldern streckt im dunklen, kühlen Boden die ersten Keimblätter aus, bereit für den Ausbruch ins Freie. Zum ersten Mal sieht Marie das Kloster, bleich und unnahbar auf einer Anhöhe in diesem klammen Tal, in dem sich die vom Meer aufziehenden Wolken beständig an den Bergen abregnen. Die meiste Zeit des Jahres ist die feuchte Landschaft smaragdgrün und saphirblau und birst förmlich vor Leben, wimmelt es hier von Wassermolchen, Buchfinken und Schafen, während Pilze die zarten Köpfe aus dem fruchtbaren Boden drücken, doch jetzt zum Ende des Winters ist alles düster und grau.

Ihr altes Schlachtross schleppt sich mutlos dahin, und in einem Weidenkäfig auf der Truhe hinter ihr sitzt zitternd ein Merlin.

Der Wind verstummt. Die Bäume regen sich nicht mehr.

Marie spürt, wie die Augen der Landschaft auf sie gerichtet sind.

Sie ist groß, mehr Riesin als Mädchen, ungelenk und mit hervorstehenden Ellbogen und Knien; der feine Regen sammelt sich, bis er in Bächlein ihren Seehundmantel hinunter-

rinnt und ihr Kopftuch durchweicht, das eigentlich grün ist, aber jetzt schwarz. In ihrem reizlosen angevinischen Gesicht liegt keinerlei Schönheit, nur Klugheit und noch ungezügelter Leidenschaft. Es ist nass, aber vom Regen, nicht von Tränen. Dass man sie vor die Hunde geworfen hat, muss sie erst noch beweinen.

Zwei Tage zuvor hatte Königin Eleonore unvermittelt in der Tür von Maries Kammer gestanden, ganz Busen und gold-blondes Wallen, mit Zobelpelz im Inneren des blauen Gewands, einem Juwelenregen, der sich von Ohren und Handgelenken ergoss, einem glänzenden Rosenkranz und so starkem Parfüm, dass es einen fast niederstreckte. Entworfen durch Überwältigen, das war schon immer ihre Strategie gewesen. Ihre Hofdamen hinter ihr verkniffen sich das Grinsen. Unter diesen Verräterinnen war auch Maries Halbschwester, genau wie Marie eine uneheliche Schwester der Krone, die Frucht auf Abwege geratener väterlicher Lust, doch das affektierte Ding hatte den Nutzen von Beliebtheit bei Hofe erkannt und war kreidebleich davongerannt, als Marie sich mit ihr anzufreunden versucht hatte. Sie würde eines Tages eine walisische Prinzessin werden.

Marie knickte linkisch, und Eleonore schwebte mit zuckenden Nasenflügeln ins Zimmer.

Die Königin sagte, es gebe Neuigkeiten, nein, was für erfreuliche Neuigkeiten, welche Erleichterung, just in diesem Moment habe sie den päpstlichen Dispens erhalten, dem armen Pferd sei beinahe das Herz zersprungen, so schnell sei es galoppiert, um ihn noch heute Morgen zu überbringen. Die Mühen, die sie, die Königin höchstpersönlich, im Laufe der letzten Monate auf sich genommen habe, hätten sich aus-

gezahlt, und die bedauernswerte uneheliche Marie aus Nirgendwo in Le Maine sei nun endlich zur Priorin eines königlichen Klosters ernannt worden. Was für eine wundervolle Nachricht. Endlich wusste man etwas mit dieser merkwürdigen Halbschwester der Königin anzufangen. Endlich war Marie für etwas zu gebrauchen.

Die dunkel umrandeten Augen der Königin ruhten für einen Moment auf Marie, bevor ihr Blick zu dem hohen Fenster schweifte, das auf die Gärten hinausging und dessen Läden offen standen, sodass Marie, wenn sie sich auf Zehenspitzen stellte, die Flanierenden draußen beobachten konnte.

Als Maries Lippen ihre Starre überwunden hatten, sagte sie heiser, sie danke der Königin für die außerordentliche Ehre ihrer Aufmerksamkeit, doch nein, oh nein, sie könne unmöglich Nonne werden, sie sei unwürdig und zudem mangle es ihr gänzlich an göttlicher Berufung.

Und es stimmte; die Religion, in der man sie erzogen hatte, war ihr trotz des Reichtums an Mysterien und Zeremonien immer leicht töricht vorgekommen, denn wie konnte es sein, dass Babys in Sünde geboren wurden, warum sollte sie zu unsichtbaren Mächten beten und Gott eine Dreifaltigkeit sein, und warum sollte sie, die spürte, wie ihre Größe in ihrem Blut pulsierte, weniger wert sein, weil die erste Frau aus einer Rippe geformt worden war, eine Frucht gegessen und daraufhin den müßigen Garten Eden verloren hatte? Das ergab doch keinen Sinn. Ihr Glaube hatte schon früh in ihrer Kindheit eine andere Richtung eingeschlagen und würde immer weiter in seine eigene Geometrie hineinwachsen, kantig und majestätisch.

Doch mit siebzehn, in dieser schlichten Kammer am Hof

zu Westminster, konnte sie der eleganten, geschichtenverliebten Königin nicht das Wasser reichen, die, wenn auch klein und zierlich, sämtliches Licht, sämtliche Gedanken in Maries Kopf und sämtliche Luft aus ihren Lungen aufzog.

Eleonore sah Marie einfach nur an, und Marie fühlte sich so klein wie zuletzt in Le Maine, als ihre Mutter, nachdem ihre sechs Amazonentanten schon das Zeitliche gesegnet, geheiratet oder den Schleier genommen hatten, ihre Hand ergriffen, sie auf das wachsende Ei zwischen ihren Brüsten gedrückt und mit einem strahlenden Lächeln und Tränen in den Augen gesagt hatte, oh Liebling, verzeih mir, ich sterbe; dieser große, kräftige Körper so plötzlich nur noch Haut und Knochen, beißender Atem und dann gar kein Atem mehr, und Marie, die alles Leben, das sie in sich trug, all ihre Gebete in die Rippen ihrer Mutter gepresst hatte, doch das Herz stand still. Die bitterlichen Qualen der Zwölfjährigen auf dem Friedhof auf einer windigen Anhöhe, gefolgt von zwei Jahren Einsamkeit, weil die Mutter darauf bestanden hatte, dass ihr Tod geheim bleiben musste, weil die Wölfe der Familie Marie ihr gesamtes Erbe entreißen würden, sobald sie davon erführen, denn sie als uneheliches Kind, Frucht einer Vergewaltigung und noch dazu ein Mädchen, hatte kein Anrecht auf irgendetwas; zwei einsame Jahre, in denen Marie dem Land abrang, was sie nur konnte. Dann das Hufgetrappel von fern auf der Brücke und die Flucht hinauf nach Rouen, anschließend über den Ärmelkanal zum königlichen Hof ihrer gesetzmäßigen Halbschwester in Westminster, wo jedermann entsetzt war über die ausgehungerte, keinerlei Manieren besitzende Marie und ihren ungelenkten, grobknochigen Körper, und wo man ihr die meisten Privilegien, die

mit ihrem königlichen Blut einhergingen, wegen persönlicher Makel wieder entzog.

Eleonore lachte darüber, dass Marie ihren Gefallen ablehnte, und mokierte sich über sie. Aber aber aber. Glaubte Marie im Ernst, man würde sie eines Tages verheiraten? Einen linkischen Galgenvogel wie sie? Drei Köpfe zu groß, mit polterigem Gang, dieser schrecklich tiefen Stimme, ihren riesigen Pranken, ihrer Streitlust und ihrem Schwert? Welcher Mann würde Marie als Gattin akzeptieren, ein Wesen bar jeder Schönheit, das nicht im Ansatz irgendeine der femininen Künste beherrschte? Nein, nein, es sei besser so und schon seit Langem beschlossen, bereits im Herbst, und ihre ganze Familie habe zugestimmt. Marie wisse, wie man ein großes Anwesen führte, könne in vier Sprachen schreiben und beherrsche die Buchhaltung; sie habe all das nach dem Tod ihrer Mutter schon im zarten Kindesalter so bewundernswert praktiziert, so gut sogar, dass sie der ganzen Welt zwei Jahre lang vorgegaukelt habe, sie wäre ihre eigene verstorbene Mutter. Womit sie natürlich sagen wolle, dass das Kloster, dessen Priorin Marie werden würde, so arm sei, dass man dort Hungers sterbe, leider leider. Man habe vor einigen Jahren Eleonores Unmut erregt und lebe seitdem in bitterer Armut. Außerdem wüte dort seit einiger Zeit eine Krankheit. Sie, Eleonore, könne unmöglich zulassen, dass die Nonnen eines königlichen Klosters verhungerten und noch dazu an einem grässlichen Husten zugrunde gingen! Was würde das für ein Licht auf sie werfen?

Der Blick ihrer kühlen, schwarzumrandeten Augen durchbohrte Marie förmlich, und sie traute sich nicht, ihn zu erwidern. Sie solle nur Geduld haben, sagte die Königin zu Marie,

im Laufe der Zeit werde eine gute Nonne aus ihr werden. Jeder, der Augen im Kopf habe, könne sehen, dass sie von jeher für die heilige Jungfräulichkeit bestimmt sei.

Die Hofdamen brachen in schallendes Gelächter aus. Marie hätte ihnen am liebsten die Lästerschnäbel zugehalten. Eleonore streckte die reich mit Ringen geschmückte Hand aus. Marie müsse ihr neues Leben lieben lernen, sagte sie sanft, müsse lernen, das Beste daraus zu machen, denn das sei der Wunsch Gottes wie auch der Königin. Gleich morgen werde sie abreisen, mit königlichem Geleit und Eleonores persönlichem Segen.

Weil sie nicht wusste, was sie sonst tun sollte, ergriff Marie mit ihren rauen Fingern die kleine weiße Hand und küsste sie. Sie verspürte ein inneres Ringen. Am liebsten hätte sie das weiche, weiße Fleisch in den Mund genommen und hineingebissen, bis Blut kam; am liebsten hätte sie ihr die Hand mit dem Dolch abgeschlagen und als Andenken auf ewig in ihrem Mieder getragen.

Die Königin schwebte wieder hinaus. Marie legte sich genommen ins Bett, zu ihrer Dienerin Cecily, die ihr den Kopf, die Lippen und den Hals küsste. Cecily war simpel gestrickt und treu wie ein Hund. Sie schäumte und murmelte etwas von Verunglimpfung, und überhaupt sei die Königin eine liederliche und zügellose Weibsperson aus dem Süden, die beim ersten Mal nur wegen einer rasenden Sau aus Frankreich Königin geworden sei und beim zweiten Mal wegen eines Lackaffen von einem englischen Grafen, denn für ein lumpiges Lied bekomme sie ein jeder ins Bett, ja, man brauche ihr doch bloß irgendeine Rührseligkeit vorzusingen, schon hebe sie die Röcke, und es sei ja nicht ohne Grund so,

dass keins ihrer Kinder dem anderen ähnele, der Teufel selbst habe die Bosheit in diesen königlichen Kopf gesetzt, oh, Cecily habe entsetzliche Geschichten gehört, schlimm, wirklich schlimm.

Als Marie sich von ihrem Schock erholt hatte, sagte sie der Dienerin, sie solle still sein, denn das Parfüm der Königin hing noch im Raum wie ein wachsamer Geist.

Dann brach Cecily in Tränen aus, weinte sich das zarte Gesicht rot und schnoddrig und versetzte Marie den zweiten Schlag. Sie eröffnete ihr, sie könne nicht mit ihr ins Kloster kommen. Zwar liebe sie ihre Herrin, doch sie sei zu jung und habe noch viel zu viel Leben vor sich, um sich inmitten einer Handvoll trübsinniger Nonnen auf ewig lebendig begraben zu lassen. Cecily sei für die Ehe gemacht, allein ihre Hüften, wie geschaffen, um zehn stramme Kinder zu gebären, und außerdem habe sie schlechte Knie und könne sich nicht von früh bis spät auf den Boden werfen und beten. Den ganzen Tag rauf und runter, rauf und runter, wie die Murmeltiere. Nein, am nächsten Morgen würden sich Cecily und Maries Wege trennen.

Und Marie – die in diese Freundschaft mit Cecily, der Tochter der Köchin auf dem Familiengut in Le Maine, hineingeboren worden war, dieser rauen Person, die für sie bis zu diesem Moment alles gewesen war, Herrin und Schwester und Dienerin und Wonne und einzige liebende Seele in ganz Angleterre – begriff schließlich, dass sie ihrem lebendigen Tod allein entgegengehen würde.

Ach, meine liebe Marie, sagte die Dienerin schluchzend immer wieder, ach, es breche ihr das Herz.

Worauf Marie sich aus ihrer Umarmung wand und erwi-

derte, es müsse sich wohl um die treuloseste Form eines brüchigen Herzens handeln.

Dann stand sie auf und sah durch das offene Fenster hinaus auf den in Nebel gehüllten Garten, während in ihr die Sonne sank. Sie steckte sich die Kerne der Aprikosen in den Mund, die sie der Königin im Sommer von ihren privaten Bäumen gestohlen hatte, weil sie im Herbst und Winter gern das Bittere herauszog. Über ihre innere Landschaft strich der kühle Wind der Abenddämmerung, und alles, was im Schatten lag, wirkte fremd und verzerrt.

Und Marie spürte die überwältigende Liebe abebben, von der ihre beiden Jahre an Eleonores Hof in Angleterre erfüllt gewesen waren und deren zartes, schimmerndes Licht selbst ihre innere Einsamkeit und alles Schwierige gestreift hatte. Ihr erster Tag am Hof in Westminster; sie hatte noch das Salz der Überfahrt auf den Lippen, als sie sich, vollkommen überwältigt, zum Abendessen setzte und Lauten und Oboen aufspielten, und schließlich stand Eleonore in der Tür, hochschwanger und kugelrund, nur Bauch und Brüste und die rechte Wange geschwollen, weil sie an diesem Tag einen Zahn gezogen bekommen hatte; sie machte so winzige Schritte, dass sie schwanengleich zu gleiten schien, und ihr Gesicht war exakt dasselbe, das Marie von klein auf in ihren Träumen gesehen und verehrt hatte. Alles Licht im Raum verengte sich zu einem Nadelstich und fiel auf Eleonore. In diesem Augenblick war es um Marie geschehen. Als sie sich am Abend ins Bett legte, schnarchte Cecily bereits, und sie rüttelte an der Hand des Mädchens, um es zu wecken. Marie hätte sich auf die Jagd nach einem Gral gemacht, wäre als Mann verkleidet in den Krieg geritten und hätte, ohne mit der Wimper zu zu-

cken, getötet; sie hätte gesenkten Hauptes Grausamkeiten ertragen und geduldig ihr Dasein inmitten Aussätziger gefrisst – zu alldem wäre sie bereit gewesen, hätte Eleonore es von ihr verlangt. Die Königin war für sie die Quelle alles Guten: Lachen und Liebe und Minnegesang; ihre Schönheit brachte Schönheit hervor, und Schönheit, das wusste jeder, war ein Zeichen von Gottes Gunst.

Selbst jetzt, überlegt Marie beschämt, während sie auf das düstere, feuchte Kloster zureitet, selbst jetzt, nachdem sie weggeworfen wurde wie Unrat, hat sich daran nichts geändert.

Denn es ist bestürzend, wie arm diese fahle, auf den Hügel gezwängte Klosteranlage im kalten Sprühregen wirkt. England ist zwar insgesamt ärmer als Frankreich, die Städte sind kleiner, düsterer und schmutziger und die Menschen mager und von Frostbeulen übersät, doch das hier ist selbst für englische Verhältnisse ein trauriger Anblick – die auffälligen Nebengebäude, die morschen Zäune, der Garten mit den schwelenden Laubhaufen vom letzten Jahr. Ihr Pferd tritt dahin. Der Merlin rupft sich verzagt piepsend den Flaum unter den Flügeln aus. Marie nähert sich langsam dem Friedhof. Bisher wusste sie über das Kloster nur, dass es von einer vor Jahrhunderten heiliggesprochenen Schwester des Königs gegründet wurde, deren Fingerknochen nun im Tod Furunkel heilen können, dass es zu Zeiten der dänischen Invasionen erobert und geplündert worden war und die Nonnen vergewaltigt wurden, und dass in der Moorlandschaft ringsherum manchmal noch immer Skelette gefunden werden, deren Schädel das Filigranmuster tiefer Tätowierungen tragen. Und als Marie in der Herberge, in der sie über Nacht

abstieg, gegenüber der Wirtstochter, die ihr das Abendessen brachte, den Namen des Klosters erwähnte, wurde das Mädchen kreidebleich und murmelte irgendetwas Unverständliches auf Englisch, doch seine Stimme ließ keinen Zweifel daran, dass das Kloster für die Menschen in der Gegend etwas Erbärmliches und Unheimliches war, ein Ort des Grauens. Also schickte Marie ihre Begleitung noch in der Stadt zurück, um ihrem lebendigen Begräbnis allein entgegenzureiten.

Jetzt zählt sie unter der Eibe vierzehn frische schwarze Gräber, glänzend im Sprühregen. Später wird sie erfahren, dass hier ein Dutzend Nonnen und zwei Oblatinnen, kindliche Laienschwestern, begraben liegen, erst wenige Wochen zuvor von einer seltsamen Krankheit dahingerafft, die die Betroffene blau anlaufen lässt, als wäre sie an ihrer eigenen Lunge ertrunken, und dass einige der Nonnen noch immer krank sind, keuchen und nachts von rasselndem Husten gequält werden.

Auf den frischen Gräbern liegen Stechpalmenzweige, und die roten Beeren sind das Einzige, was im Nieselgrau, ja eigentlich auf der ganzen, aller Farben beraubten Welt noch matt leuchtet.

Alles wird grau sein, denkt sie, der Rest ihres Lebens grau. Graue Seele, grauer Himmel, graue Märzerde, grauweiß das Kloster. Arme graue Marie. In den hohen Türen des Klosters stehen jetzt zwei zierliche Nonnen in wollenem Habit.

Im Näherkommen sieht Marie, dass eine der Nonnen ein großes, altersloses Gesicht hat, aufgedunsen und weich, und dass ihre Augen weiß und wolkenverhangen sind. Viel hat man Marie nicht über das Kloster erzählt, aber immerhin so

viel, dass die Frau die Äbtissin Emme ist, der zum Trost für ihre Blindheit die Gabe einer inneren Musik zuteilwurde. Sie hat gehört, die Äbtissin sei beängstigend verrückt, doch auf eine freundliche Weise.

Die andere Nonne hat ein gelbliches, verkniffenes Gesicht, das an Mispeln erinnert, von den Menschen hier in dieser merkwürdigen, feuchten Gegend Hundsärsch genannt, wegen des Anus, den Gott hineinzudrücken beliebte. Es ist die Subpriorin Goda. Nachdem die vorherige Priorin und Subpriorin an der Erstickungskrankheit gestorben waren, hatte man sie hastig zu diesem Amt bestimmt, weil sie die letzte Nonne war, die in leserlicher Handschrift Latein schreiben konnte. Die von der Königin für Marie angebotene Mitgift genüge, um die Nonnen eine Weile am Leben zu halten, hatte Goda zähneknirschend an Eleonore geschrieben, sie könnten diesen Bastard aufnehmen, warum auch nicht. Godas Brief war mit Fehlern gespickt.

Marie bringt ihr Pferd am Eingang zum Stehen und steigt unter Schmerzen ab. Sie versucht, die Beine zu bewegen, doch nachdem sie an zwei Tagen dreißig Stunden lang im Sattel saß, sacken sie ihr in ihrer Furcht und ihrem Schrecken einfach unter dem Körper weg. Sie rutscht in dem Gemisch aus Schlamm und Pferdeäpfeln aus und fällt aufs Gesicht, der Äbtissin direkt vor die Füße. Emme sieht aus ihren weißen Augen zu ihr hinab und erkennt auf dem Boden vage den Umriss der neuen Priorin.

Mehr gesungen als gesprochen bemerkt sie, ihre Demut mache der neuen Priorin alle Ehre. Dank sei der Heiligen Jungfrau Maria, Stern des Meeres, dass sie ein so bescheidenes und zurückgenommenes königliches Wesen geschickt

habe, um das Kloster nach all den schrecklichen Sorgen, dem todbringenden Husten und dem Hunger zu führen und zu heilen. Die Äbtissin lächelt anmutig ins Nichts.

Goda hilft Marie schließlich auf die Beine und schimpft dabei vor sich hin – was für ein grobschlächtiger Tölpel, dieses Mädchen, eine Riesin, und wie merkwürdig sie aussieht, auch wenn die Kleider wirklich edel sind oder vielmehr waren, jetzt, wo sie sie versaut hat, aber vielleicht bekommt Ælfhild sie wieder hin, denn natürlich muss man sie verkaufen, allein die Ärmel werden Mehl für eine ganze Woche einbringen. Murmelnd schiebt sie das Mädchen nach drinnen in den Flur, und die Äbtissin folgt ihnen. Goda hat den gekränkten Gesichtsausdruck eines Menschen, der in der Ecke darauf lauert, andere schlecht über sich reden zu hören, um seinen Groll zu nähren.

Fensterscheiben gibt es hier nicht, nur hölzerne und mit gewachstem Stoff überzogene Läden, die schmale Lichtstreifen hereinlassen, und aus irgendeinem Grund scheint es, als würde der große, lange Raum, in dessen Kamin ein winziges Feuer aus dünnen Holzscheiten brennt, die Kälte von draußen noch verstärken. Der Boden ist kahl und glänzt, kühler, sauberer Stein ohne Binsenteppiche. Aus sämtlichen Türen werden Köpfe herausgestreckt, dann verschwinden sie wieder.

Motten, denkt Marie. Vielleicht fantasiert sie.

Goda kratzt mit den Fingernägeln den Schlamm von ihr ab und befreit sie von ihrem besudelten Schleier, wobei sie sie absichtlich mit den Nadeln pikt. Eine Dienerin bringt eine Schüssel dampfendes Wasser. Die Äbtissin kniet nieder, streift ihr die nutzlosen schlammigen Schuhe und Strümpfe von den eiskalten Füßen und wäscht sie.

Kribbelnd und mit einem scharfen Brennen erwachen Marias Füße wieder zum Leben. Erst jetzt, unter den sanften Händen der blinden Äbtissin, lässt der Schock allmählich nach. Dieser farblose Ort mag das Leben nach dem Tod sein, doch Marie spürt, wie sie unter Emmes Händen wieder ein Mensch wird.

Leise dankt sie der Äbtissin dafür, dass sie ihr die Füße wäscht; so viel Freundlichkeit habe sie nicht verdient.

Doch Goda zischt, sie solle bloß nicht glauben, dass sie etwas Besonderes sei, alle Besucher bekämen hier die Füße gewaschen, ob sie denn gar nichts wisse, das stehe so in der Regel.

Die Äbtissin schickt Goda weg und heißt sie, in der Küche auszurichten, das Abendessen möge ihr in ihre Wohnung hinaufgebracht werden. Murrend zieht die Subpriorin von dannen.

Die Äbtissin sagt zu Marie, sie solle nicht auf die Subpriorin hören, denn Goda habe ihre Ambitionen gehabt, die Marias Ankunft schlagartig zerstört habe. Goda stamme von den edelsten Familien Englands ab, ein wenig Berkeley, ein wenig Swinton und etwas Meldred, und sie sehe nicht ein, warum sie sich ausgerechnet von einer unehelichen Schwester aus einer Sippe normannischer Emporkömmlinge und Throndiebe von ihrem Platz in der Hierarchie verdrängen lassen sollte. Aber nun habe Eleonore die Position für Marie beansprucht, sagt Emme, was solle sie schon machen, wenn das der Wille der Königin sei? Und Goda wäre als Priorin sowieso schrecklich ungeeignet. Sie könne besser die Tiere führen, die sie versorge, als ihre Schwestern, mit denen sie nur zanke und die sie mit ihren Standpauken traktiere. Die Äb-

tissin tupft Maries Füße mit einem weichen Tuch trocken, das einst weiß war.

Sie führt Marie barfuß über den kalten Stein die dunkle Treppe hinauf. Die Wohnung der Äbtissin ist winzig, ein Durcheinander aus Pergament- und Bücherstapeln, doch sie hat teure Fenster mit Scheiben aus transparentem Horn, durch die ein wachsartiges Licht in den Raum fällt und ihn zum Leuchten bringt. Der Merlin sitzt bereits auf seiner Stange nahe dem kleinen Birkenholzfeuer und wärmt sich; eine hübsche blaue Flamme züngelt an der hellen Rinde. Auf dem Tisch steht etwas zu essen, trockenes hartes Roggenbrot mit einer hauchdünnen Schicht Butter, Wein, zum Glück unverwässert und in besseren Zeiten aus Burgund mitgebracht, und zwei Schüsseln Suppe mit je vier Steckrübenscheiben darin. Die Äbtissin erzählt Marie von der großen Not, die gerade herrsche, ach, die Nonnen litten Hunger, aber Leiden läutere die Seele und mache diese frommen, demütigen Frauen in den Augen Gottes noch frommer. Und wenigstens heute Abend werde Marie essen.

Sie betrachtet Marie, fixiert mit ihren trüben Augen einen Punkt hinter ihrem Kopf und fragt sie, was sie über das Leben einer Nonne in einem Kloster wisse. Gar nichts, gesteht Marie. Das Essen hat keinerlei Geschmack, oder vielleicht hat sie auch zu schnell gegessen, um etwas zu schmecken. Sie hat immer noch Hunger, ihr Magen knurrt. Als die Äbtissin es hört, lächelt sie und schiebt Marie ihr Brot und ihre Butter hinüber.

Nun, sagt die Äbtissin, Marie werde sicher schnell lernen, der Königin zufolge mangle es dem Kind nicht an Intelligenz. Sie beschreibt ihr den Rhythmus der Tage. Acht Stun-

den Gebet: tief in der Nacht die Matutin, im Morgengrauen die Laudes, anschließend Prim, Terz, Sext, Kapitel, Non, Vesper, Kollation und Komplet und dann Nachtruhe. Arbeit, Stille und innere Einkehr, sonst nichts. Jede Bewegung ihres Körpers ist Gebet, das tägliche Brevier ebenso wie die harte körperliche Arbeit. Die Stille der Nonnen, die Lesehoren, denen sie lauschen, ihre Demut – das alles ist Gebet. Und Gebet ist natürlich Liebe. Gehorsam, Pflicht und Unterwürfigkeit; alles ist Ausdruck der Liebe, gerichtet an den großen Schöpfer.

Die Äbtissin lächelt heiter, bevor sie in einer hohen, zitternden Stimme zum Singen anhebt.

Nein, denkt Marie trotzig, Liebe ist nicht Demütigung, Liebe ist etwas Erhebendes. Das karge Abendessen hat ihren ärgsten Hunger gestillt, mehr aber auch nicht. Das Leben einer Nonne wirkt genauso schrecklich, wie sie es sich vorgestellt hat.

Die Äbtissin hört plötzlich auf zu singen und sagt, dass Marie ihren kleinen Falken und die Sachen in ihrer Truhe behalten dürfe, bis sie ihr Gelübde abgelegt habe; dann gehe alles, was ihr gehöre, in den Besitz des Klosters über. Marie weiß noch nicht genug, um zu verstehen, dass das ein großes Zugeständnis ist, das man niemandem sonst machen würde.

Draußen, wo die Dunkelheit hereinbricht und es noch immer regnet, läutet eine Glocke. Komplet. Die Äbtissin geht und überlässt Marie zum Ausruhen ihre Wohnung. Marie hört die Nonnen in der Kapelle das Nunc dimittis singen und schläft ein. Als sie aufwacht, steht Emme wieder vor ihr, beglückt und mit geröteten Wangen vom Chorgebet.

Es sei Zeit für Maries Bad, sagt sie sanft.

Marie sagt danke, das sei nicht nötig, sie habe erst im November gebadet, und die Äbtissin lacht und antwortet, die Reinigung des Körpers sei ebenfalls eine Form des Gebets, alle Nonnen hier im Kloster badeten einmal im Monat und die Bediensteten alle zwei Monate, denn Körpergerüche missfielen Gott.

Aus einer dunklen Zimmerecke tritt auf einmal eine noch dunklere Gestalt hervor, eine alte Nonne mit langen weißen Kinnhaaren und einem Gesicht, das aussieht wie aus einem Holzklotz gehackt. Das Bad sei bereit, sagt diese Nonne in weinerlich-wütendem Ton. Ihr Französisch hat einen so starken englischen Akzent, dass es klingt, als würde sie Kieselsteine kauen. Marie zuckt zusammen.

Auch die Äbtissin fährt zusammen und beklagt sich, sie möge es gar nicht, wenn jemand einfach aus dem Nichts komme und sie erschrecke. Das sei die Magistra, sagt sie zu Marie, die Novizenmeisterin. Ihr Name sei Schwester Wevua. Es sei schon merkwürdig; obwohl Marie in der Kathedrale in der Stadt hastig zur Jungfrau geweiht worden und natürlich schon als Priorin ins Kloster gekommen sei, bleibe sie, solange sie nicht die Profess abgelegt und den Schleier genommen habe, eine Novizin. Doch Wevua pflege einen sehr geistlichen Umgang mit den Novizinnen. Sie arbeite mit strengen Methoden, aber unter ihrer Führung lernten alle Novizinnen so rasch, dass sie in erstaunlich kurzer Zeit die Profess ablegten.

Die Magistra nickt. Die Ablehnung strömt förmlich aus ihr heraus, ein spiritueller Wind, der Marie wie auch der Äbtissin entgegenschlägt. Sie hat einen hinkenden Gang, der klingt

wie ein Herzschlag, ba-damm, ba-damm, weil ihr als junges Mädchen einmal ein Pferd auf den Fuß getreten ist und die Knochen und Nerven darin zermalmt hat.

Ich habe den Fuß gesehen, als sie damals vor vielen Jahrzehnten ins Kloster kam, ich musste ihn waschen, ach, schrecklich, ein verstümmeltes Elend, sagt die Äbtissin, der Stoff, aus dem Albträume sind.

Schmerzt bis heute wie die Flammen der Hölle, sagt Wevua zufrieden.

Und so gehen die drei Frauen hinunter, durch das dunkle Kloster mit dem feuchten, kalten Steinboden unter Maries nackten Füßen und hinaus ins Brunnenhaus, noch immer erfüllt von den Stimmen und dem Schlamm der Nonnen, die zuvor von den Feldern hereingekommen sind und sich fürs Chorgebet gewaschen haben. Aus einem großen Holzzuber ganz hinten in einer Ecke steigt geisterhaft Dampf in die kühle, feuchte Luft auf. Als sie näher kommen, schlägt ihnen ein so intensiver Kräutergeruch entgegen, dass Marie, so erschöpft, wie sie ist, durch den Mund atmen muss, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Die Kräuter seien gegen die Läuse und Flöhe, von denen es am Hof ja nur so wimmele, sagt Wevua, und es klingt, als würde sie die Wörter mit den Schneidezähnen abbeißen. Sie werde Maries Sachen in die Latrine hängen, wo die Nonnen ihre Notdurft verrichten; das Ammoniak im Urin werde den Biestern über Nacht den Garaus machen.

Jetzt ziehen die beiden Nonnen Marie gemeinsam die restlichen Sachen aus, das seidene Kleid, eine enger genähte Version des wogenden Kleids ihrer Mutter, und die Unterwäsche. Marie bedeckt sich mit ihren langen, dünnen Armen,

innerlich kochend vor Wut. Wevua bückt sich, um dem Mädchen zwischen die Beine zu starren, dann betastet sie Marie mit ihren kalten Fingern. Die neue Priorin sei so hochgewachsen, sagt sie, habe so große Hände, eine so tiefe Stimme und ein so unweibliches Gesicht, dass sie sich mit eigenen Augen habe überzeugen müssen, dass sie wirklich eine Frau ist, aber jetzt sei sie zufrieden – Marie ist, was sie zu sein behauptet –, und sie gibt ihr einen Schubs, damit sie in die Wanne steigt.

Marie lässt die Arme sinken und sieht Wevua direkt ins Gesicht, und die alte Magistra tritt einen Schritt zurück.

Ach, sagt die Äbtissin sanft, was sei die Magistra doch unnötig grob zu dem Mädchen. Sie deutet freundlich auf das Badewasser und sagt, das werde Marie nach dem langen Ritt durch die Kälte sicher eine Wohltat sein. Marie steigt hinein. Das Brennen beginnt an ihren Knöcheln, steigt über ihre Waden, Knie und Schenkel bis zu ihrer Scham, dann den Bauch und die Brust hinauf zu den Achseln und schließlich zum Hals. Der Kräutergestank sticht ihr in die Nase und bohrt sich tief in ihr Gehirn.

Schwester Wevua und die Äbtissin stecken ihre Hände in Sackleinen, reiben Marie mit nasser Seife ein und schrubben graue Würmer von ihrer Haut, stellenweise, bis es blutet. Und dort im heißen Wasser, gewärmt und überwältigt, müde und gequält, verrät ihr Körper sie plötzlich. Sie beginnt zu weinen und schluchzt ins Wasser, dabei hatte sie sich doch geschworen, niemals zu weinen, stark zu sein und all die Verluste stoisch zu ertragen – kein Hof mehr, keine Cecily mehr, keine Zukunft, keine Farbe und auch keine Eleonore mehr, die sie aus der Ferne betrachten konnte, die Sehnsucht wie eine un-

sichtbare Freundin an ihrer Seite. Sie weint, während ihr langes aschblondes Haar zu einer nassen Peitsche geflochten wird, während sie nach der guten Wärme wieder in der Kälte steht, während ihr großer, hagerer Körper mit einer Bahn Stoff abgetrocknet und sie anschließend angezogen wird. Ein Leinenunterhemd mit einem großen braunen Fleck von der Brust bis hinunter zum Saum; ohne Zweifel hat es einer verstorbenen Nonne gehört. Ein Wollkittel, der nach Lavendel und der Haut von jemand anders riecht und ihr gerade so über die Knie reicht. Viel zu kurz, zischt Wevua ärgerlich in Richtung der Äbtissin. Auch das Skapulier ist viel zu kurz. Und natürlich auch das Hemd darunter, was bedeutet, dass die armen Beine dem garstigen Wetter, dem Schneeregen und dem eisigen Wind jetzt gegen Ende des Winters schutzlos ausgeliefert sind.

Die Äbtissin seufzt. Schwester Ruth werde morgen die schlechtesten der überzähligen Habite zerschneiden und die Reste unten an den Kittel und das Skapulier annähen, sagt sie. Wegen des kalten Wetters werde Marie drei Paar Strümpfe bekommen. Sie werde leiden, doch Leid sei nun einmal das Los des Menschen, und jeder Moment des Leidens bringe den irdischen Körper ein Stück näher an den himmlischen Thron.

Eigenhändig legt die Äbtissin Marie das weiße Novizinnenkopftuch an, Stirnband, Wimpel und Schleier, während Wevua ihr ruppig die Strümpfe überstreift und mit ihrer Kieselsteinstimme lamentiert, dass ihr auch sämtliche Holzschuhe zu klein sein werden.

Die Äbtissin murmelt etwas über das arme Kind, aber dann sagt sie, tja, was solle sie machen? Die Königin habe Maries Mitgift noch nicht geschickt, und sie seien im Moment

so knapp bei Kasse, dass kein Geld da sei, um Holzschuhe für Marie anfertigen zu lassen. Worauf Wevua erwidert, Marie könne ja nicht barfuß herumlaufen, nicht einmal die Dienerschaft des Klosters gehe barfuß, da wäre es eine schreckliche Sünde, die neue Priorin ohne Schuhe gehen zu lassen. In der Tat, erwidert die Äbtissin, dann werde Marie eben tragen, worin sie gekommen sei, und Wevua entgegnet, sie sei in Hofschlappchen aus Ziegenleder gekommen, nutzlose Dinger, man stelle sich nur vor, die Priorin stehe damit in den schlammigen Frühjahrsfeldern und überwache die Aussaat, was für kalte, nasse Füße sie darin in kürzester Zeit bekäme, und dann würde die Kälte von unten her hochkriechen und Marie krank werden und sterben, sodass zu allem anderen Ärger auch noch der Leichnam einer zu groß geratenen unehelichen Schwester der Königin hinzukäme. Die Stimme der Äbtissin hatte jetzt nichts Melodisches mehr; scharf entgegnet sie der Magistra, dass Wevua ihrer abendlichen Andacht dann eben ein Gebet für ein Schuhwunder hinzufügen solle, doch bis besagtes Wunder eintrete, werde Marie ihr Schicksal ertragen müssen, das im Moment sicherlich nicht die schlimmste aller Entbehrungen im Kloster darstelle. Zwischen den beiden Frauen herrscht eine uralte Feindschaft, begreift Marie, ein Krieg des Leidens zwischen dem Stummelfuß und den trüben Augen. Über Jahrzehnte gewachsen und sichtbar wie die Ringe eines gefällten Baums.

Die Äbtissin dreht sich um und schreitet sicher durch die Dunkelheit, während die anderen beiden sich vorsichtig an der Wand entlangtasten. Hinaus in die Nacht, durch den Kreuzgang. Die Äbtissin geht wieder ihre Treppe hinauf und ruft zu Marie hinunter, Schlafen Sie gut, neue Priorin, denn

am nächsten Morgen werde Marie sich an die Arbeit machen und die Pergamente und Rechnungsbücher sortieren.

Marie folgt Wevua in die Kapelle, in der noch eine dünne Bienenwachskerze brennt. Das Kloster hat in seiner Not sämtlichen Zierrat verkauft, übrig ist nur eine Schnitzerei aus Holz: magere Unterschenkel, Wunden, Dornen, Blut und Rippen, die alte Geschichte, die sie in- und auswendig kennt. Die dunkle Treppe hoch zum Dormitorium, wo zwanzig Nonnen im fahlen Schein einer einzelnen Laterne bereits schlafen, in Reih und Glied und in vollem Habit, denn vielleicht blasen gerade in dieser Nacht die Engel der Wiederauferstehung ihre Trompeten, und dann müssen sie bereit sein, dem Himmel in die Arme zu fliegen. Marie hat das Gefühl, als würde sie beobachtet, doch sämtliche Gesichter um sie herum sind reglos von Schlaf, vorgetäuschem oder echtem. Weiter hinten hört sie Geflüster, jemand hustet röchelnd. Durch die Ritzen der Fensterläden pfeift der Wind, Schneeflocken schweben durch die Luft des Dormitoriums und schmelzen, bevor sie den Boden berühren. Wevua deutet auf ein Bett, und Marie legt sich darauf. Sie ist zu groß für diese Bettgestelle und kann erst dann einigermaßen darauf liegen, als sie ein Stück hinunterrutscht, die Knie beugt und die Füße auf den Boden stellt, dessen unversöhnliche Kälte durch ihre Sohlen kriecht.

Ach, hätte sie doch nur ihre Mutter hier, diese stattliche, gütige Frau mit dem polternden Lachen, das alles besser machte, und dem Hals, der stets nach Verbene duftete, doch ihre Mutter ist seit fünf Jahren tot. Ach, oder Cecily mit ihrer warmen Haut, ihrer derben Sprache und ihrem gesunden Menschenverstand; sie könnte Maries Hass auf dieses eisige

Loch teilen, sodass sie ihn nicht allein ertragen müsste. Wie Cecily es hier wohl finden würde, Cecily, die als Kind einmal im staubigen, stinkenden Hühnerstall, durch dessen Ritzen trübes Licht fiel, ein Ei unter einer Henne hervorgezogen und, mit ihrem Kittelchen als Messgewand, einen Ascheeimer als Weihrauchfass schwenkend, irgendeinen Quatschsingsang angestimmt und das Ei, noch warm vom Inneren seiner Mutter, in Maries Mund aufgeschlagen hatte, Leib und Blut zu einem vermischt, und Marie hatte sich bekreuzigt und den dicken, warmen Glibber mit Mühe hinuntergewürgt. Dann Cecilys Atem auf Maries Gesicht; sie hatte gerade Karotten geschabt und ein paar Schalen gekaut und leckte Marie mit ihrer kleinen harten Zunge etwas Eigelb vom Kinn. Die zweite Ketzerei, Mund auf Mund. Cecilys unverblümter, wissender Körper; unter den Bediensteten, wo sie solche Künste lernte, gab es keine Geheimnisse. Welch eine Entdeckung, dieses stämmige Mädchen mit den Grübchen und dem Stroh im Haar, welch eine Wärme. Sein pulsierender Körper auf dem von Marie.

Marie umklammert ihre eigenen Hände, aber sie sind kalt und knochig, es sind nicht die von Cecily.

Langsam erwärmt sich das Dormitorium durch den Atem und die Körperwärme der Nonnen. Draußen heult einsam der Wind. Marie hört auf zu zittern. Sie wird nie wieder schlafen, denkt sie, dann schläft sie ein.

Sofort taucht sie in lebhaftere Träume ein. Eine Erinnerung, ein feuchtes, dampfendes Dock und dahinter das Meer, auf dem Wasser die gleißende Sonne. Quälend trockene Hitze und die stumm schreienden Mäuler von Fischen in Netzen, eine Menschenmenge, Frauen mit Terrakottakrügen auf den

Köpfen, der Geruch von Moder, Blut und Tod, von Rauch und der salzigen See. Kinder, die durch das dunkle Dickicht aus Beinen schwimmen. Überall die weißen Gewänder und das rote Kreuz der Templer. Ein Stimmengewirr aus unverständlichen Sprachen, ferne Flöten, knarrendes Holz und klatzende Wellen. Unter ihrem Gesäß zwei starke Schultern, eine Frauenhand, die ihre kindlichen Schenkel festhält, es ist ihre Mutter. Die Menge bildet einen Kreis, in dessen Mitte ganz allein eine nackte Frau steht, öglänzend im Sonnenlicht und wunderschön. Offenes schwarzes Haar, das ihr lockig auf die Hüften fällt, in den Achseln und zwischen den Beinen schwarzer Flaum. Um den Hals trägt sie eine silberne Kette – eine Sklavin. In ihrer Miene liegt Verachtung, sie sieht nicht in die dicht gedrängte Menge, sondern in den fernen Himmel darüber. Gebrüll wird laut, eine stampfende Musik setzt ein, und eine Peitsche schnalzt gefährlich dicht am weichen Bauch der Frau in der Luft. Langsam, keck wie eine Katze, steigt die Nackte rückwärts in eine hölzerne Kiste, die ihr bis zu den Knien reicht. Sie hockt sich hin und verschwindet darin. Dann wird der Deckel aufgesetzt und die Kiste zugenagelt. Jetzt wird ein glänzendes Schwert hochgereckt und mit einem markerschütternden Schrei in die Kiste gestoßen; Marie hält unwillkürlich den Atem an, gleich muss sich eine rote Lache bilden, nicht hinsehen, aber Marie sieht trotzdem hin, doch da ist keine Pfütze, zumindest noch nicht, und jetzt wird ein weiteres Schwert geschwungen und hineingestoßen, und dann noch eins und noch eins, immer schneller und schneller. Was in der träumenden Marie zu Eis erstarrt ist, taut auf, und es folgt ein innerliches Ringen, panische Angst, jemand muss etwas tun, wo ist die Macht, die dem Ganzen

Einhalt gebietet, denn aus der Kiste ragen jetzt stachelartig Dutzende von Heften. Ruhig, flüstert ihr die Stimme ihrer Mutter ins Ohr, ganz ruhig, das ist nur ein Trick. Schwerter werden langsam herausgezogen. Der Deckel aufgerissen. Ein langer, banger Moment des Ensetzens. Dann endlich steigt die Frau langsam aus der Vertiefung, in der sie gelegen hat. Wunderschön, noch immer strahlend, noch immer voller Wut und Verachtung. Sie ist am Leben, ihre Haut unverwundet, kein Kratzer auf der glatten, makellosen Haut, sämtliches Blut noch darunter. Ein Hut wird herumgereicht und füllt sich mit Münzen. Schauer durchwogen Maries Körper, und in ihrem Ohr wieder die Stimme ihrer geliebten Mutter, alles gut, mein Schatz; die arme Frau hat sich wie eine Natter darin herumgeschlängelt.

Als Marie aufwacht, steht wie eine große dunkle Wolke Wevua vor ihr und sie spürt einen stechenden Schmerz in den Knien, weil Wevua ihr mit der Spitze ihres Holzschuhs gegen die Beine tritt und sagt, sie solle aufstehen – Hoch mit dir, du Faulpelz, du schwaches und wimmerndes langes Elend, die Matutin fängt gleich an, hoch mit dir, hoch hoch hoch, du blaublütiger, knochiger, hässlicher Bastard, du falsche Priorin, hoch hoch hoch! –, die Magistra könne in Maries verruchtem Herzen zwar keine Gottesliebe erkennen, aber sie werde sie ihr schon einpflanzen, notfalls mit Gewalt, oder das Mädchen müsse ohne Vergebung für seine Sünden zugrunde gehen.

Panisch springt Marie auf und sieht durch das Fenster, dass der Mond dick und rund am schwarzen Himmel steht und die Landschaft in der Dunkelheit versunken ist. Vor ihr gehen

die anderen Nonnen im Licht einer einzelnen Laterne die Dormitoriumstreppe hinab, gesichtslos im Halbdunkel. Und als Marie, noch immer in ihrem lebhaften Traum gefangen, das trockene, kühle Rascheln ihrer Habite hört, muss sie unwillkürlich an die Flügel von Aasgeiern denken, die sich in langsamen Kreisen zu ihrem Todesschmaus hinabsenken.

2

Marie steigt die Dormitoriumstreppe hinunter. Es scheint, als wäre sie aus dem grellen Sonnenlicht in einen dunklen Raum getreten. Alles, was sie sieht, sind die geisterhaften Fragmente der Helligkeit dessen, was sie verloren hat.

Wevua drückt sie hinunter auf die Bank und setzt sich zu ihr. Eine andere Novizin neben Marie berührt mit dem Handrücken ihren, um sie zu trösten. Verstohlen sieht sie zu dem Mädchen mit den Glupschaugen und den vorstehenden Schneidezähnen hinüber; es ist, wie sie später erfahren wird, Schwanenhals, und die Novizin zu ihrer anderen Seite ist Ruth, deren Augen stets einen kleinen Scherz machen. Mit beiden wird Marie eine tiefe Freundschaft verbinden.

Erschöpft, wie sie ist, sieht sie die Schatten in den Ecken der Kapelle immer neue, bedrohliche Formen annehmen.

Die Matutin, stellt sie fest, ist singendes Gebet; sie bedeutet Zittern in der eisigen Kälte, Seite an Seite mit Fremden. Und sie dauert eine gefühlte Ewigkeit. Die schmale Kerze flackert, draußen pfeift der Wind über die raue Landschaft. Ein Schmerz, als hätte eine Faust sämtliches Fleisch in ihrem Inneren gepackt, zieht durch Maries Brust. Um ein Haar schreit sie auf. Die Taubheit, die sie bis hierhin geschützt hat, ist vergangen. Alles brennt.

Für einen Moment beginnt die Kapelle zu wanken und ver-

schwindet, und vor Maries Augen steht der königliche Hof, so als wäre sie in diesem Moment dort: Im großen Saal ist es warm, die Diener schicken Glühwürmchen ins Dunkel, während sie die Kerzen entzünden, deren Schein die Finsternis vertreibt; die Mastiffs, Alaunts und Windhunde trotten herein, der Duft von guten Speisen, die auf großen Tablettts zu den Tafeln getragen werden, steigt ihr in die Nase, und jetzt trifft der Hofstaat ein, in bunten, edlen Kleidern, einzeln oder in Grüppchen, die Damen leise plaudernd, und in einer Ecke beginnen die Lauten zu spielen, worauf sich zwei Stimmen in einem traurigen Lied über ritterliche Minne verflechten, und Marie erkennt das Muster dieser aufregenden neuen Art von Liebe, sieht es sich entrollen wie ein Stück Stoff: Die Ehe ist kein Grund, sich nicht zu verlieben, wer nicht eifersüchtig ist, liebt nicht, niemand kann zwei Menschen zugleich im Herzen tragen, Liebe ist etwas, das stets entweder wächst oder vergeht, und einfach zu erlangende Liebe ist wertlos, während die unerreichbare umso kostbarer ist. Auf dem Tisch thront ein gebratener Schwan mit zurückgebogenem Hals, außerdem gibt es Hammelfleisch, Berge von weichem weißem Brot, einen Käse wie ein Wagenrad, Schweinefleischpasteten mit Feigen und Bier und Wein im Überfluss. Dazu das große Überraschungsgeschenk, einfach zum Vergnügen, ein Basilisk mit einem Wildschweinkopf in einer grünen Petersilienkasserolle und dem Körper eines gebratenen Pfaus mit wieder angenähten Schwanzfedern, und ein in Kampfer und Weingeist getränkter brennender Lumpen im Maul lässt das Monster grünes Feuer speien. Die Stimmen und die Musik, das Leuchten, die Farben, die Wärme.

Und dann der Mittelpunkt der Versammlung am Kopf der

Tafel, Maries große Liebe; sie strahlt so hell, dass Marie nicht den Menschen sieht, nur den Glanz.

Das Bild verblasst. Marie sitzt wieder inmitten von Geistern und Schatten, der Wind spielt mit dem Dachgesims, und es scheint, als hätten selbst die alten Mauern dieses bettelarmen Klosters vor so viel Krankheit und Hunger in ihrem Inneren resigniert.

Jetzt steigen alle die Dormitoriumstreppe schweigend wieder hinauf, gehen zurück in die kalt gewordenen Betten. Schwanenhals lässt Wevua vor sich in ihr Bett humpeln, greift nach Maries Hand und hält sie zurück. Sie sei so froh über Maries Ankunft, flüstert sie ihr ins Ohr, Emme sei zu nichts zu gebrauchen, Goda taue nur für die Tiere, aber irgendjemand müsse ja die Führung übernehmen, Gott sei Dank habe die Heilige Jungfrau Marie geschickt.

Wieder schlafen, aber schon bald ist es Zeit für die Laudes, halb träumend eingetaucht in Dunkelheit und Gesang, dann die Waschungen, nach draußen rennen zum Brunnenhaus, waschen mit dem kalten Wasser, das die Diener heraufgepumpt haben, anschließend zur Latrine und zurück in die Kapelle für die Prim, während das erste Tageslicht durch die Spalte der Fensterläden dringt. Im Refektorium werden die Aufgaben verteilt, die schwerste Arbeit für die Schwächsten, denn Schmerz ist hier ein Beweis für Gottesfürchtigkeit. Wevua lässt die Novizinnen den Kapellenboden mit eiskaltem Wasser schrubben. Marie hat in ihrem ganzen Leben noch nie irgendetwas geschrubbt. Mit schmerzenden Händen fragt sie sich, wie Cecily es geschafft hat, sie nicht zu hassen. Dann die erste Mahlzeit, ein Stück schwarzes Brot und etwas Milch, noch warm von den Kühen. Die Terz, anschlie-

ßend Kontemplation in der Wärme des Kalefaktoriums; jede Nonne liest laut aus ihrem Buch vor, aber Marie hat nichts bekommen, deshalb sagt sie Gedichte auf, die sie auswendig kennt. Die Sext. Psalmen, immer wieder Psalmen, entfacht von der zitterigen Stimme der Kantorin.

Übellaunig kommt Goda herbeigeschlurft. Marie solle sich bei der Äbtissin einfinden, warum, wisse sie allerdings nicht, sie selbst könne tadellos ein Diktat aufnehmen. Die Subpriorin dreht sich wutschnaubend um und geht, um im Hühnerstall die Eier einzusammeln.

In dem kleinen weißen Zimmer der Äbtissin ist es so wohltuend warm, dass Marie sich plötzlich auf einen Hocker sinken lässt. Die Äbtissin lächelt geistesabwesend und beginnt zu sprechen, und Marie begreift erst mit einiger Verzögerung, dass sie einen Brief an Eleonore diktiert. Hastig sucht sie Pergament und Schreibfeder, aber es ist egal, der Brief der Äbtissin ist so seltsam und zusammenhangslos, voll von Rührseligkeiten wie von Gift und Galle, dass Marie nichts niederschreibt, sondern den Kern zu erfassen versucht und dann in freundlich-kühlem Ton auf Latein einen kurzen Brief aufsetzt, in dem sie die sofortige Herausgabe von Maries Mitgift fordert; die Nonnen hungerten sich zu Tode. Nur in der Grußformel verleiht sie ihrer unbändigen Liebe Ausdruck. Als Marie der Äbtissin das Geschriebene vorliest, lächelt diese zufrieden und bemerkt freudig überrascht, wie präzise Marie doch ihr Diktat aufgenommen habe, es sei Wort für Wort der Brief der Äbtissin.

Nach dem Brief an Eleonore das Chaos der Kassenbücher, als Marie endlich allen Mut zusammennimmt und hineinsieht – ihr wird regelrecht übel. Am östlichen Tor stehen die

Familien der Zinsbauern, die das klösterliche Land bewirtschaften, um die neue Priorin zu begrüßen. Da ist der lange Tag nicht einmal zur Hälfte um.

Am liebsten würde Marie sich auf den Boden dieses weissen, warmen Zimmers legen. Das Gefängnis des Fleisches an diesem elenden, sumpfigen und stinkenden Fleck Erde verlassen, ihren Geist aushauchen und im Tod zu ihrer Mutter zurückkehren.

Stattdessen arbeitet sie weiter, während Emmie leise pfeifend schläft und eine Fliege wieder und wieder ihren harten Leib gegen die Fensterläden wirft.

Doch schon bald hört sie Gemurmel, obwohl Sprechen während der Arbeit eigentlich verboten ist; vielleicht sind es die Frauen unten in der Seidenspinnerei. Sie entdeckt ein Loch im Boden, vielleicht zur Belüftung, tritt näher heran, hockt sich hin und lauscht.

Jemand sagt, oh, aber hinter dem Helmvisier steckte ein Ginsterzweig, und da wusste die Mutter des armen Mädchens Bescheid, wer sich an ihrer Tochter vergangen hatte, und in diesem Moment durchfährt es Marie eiskalt und sie begreift, dass von ihrer eigenen Mutter die Rede ist, von den Umständen ihrer, Maries, Geburt. Stellt euch vor, sagt die Stimme und kommt jetzt richtig in Fahrt, ein Mädchen von gerade mal dreizehn Jahren, aber rank und schön, und als sie eines warmen Tages nichts ahnend draußen auf den Feldern gerade einen Kranz aus Mohnblumen flocht und vor sich hin träumte, hörte sie hinter sich plötzlich Metall rasseln, und ehe sie weglaufen konnte, wurde sie an den Haaren gepackt und auf den Sattelknauf gezerrt, weil nämlich die Armee nicht weit entfernt ihr Lager hatte, und das Mädchen dort ganz al-

lein auf dem Feld war einfach zu verlockend. Und als es zum Schloss zurücktaumelte und dort erzählte, woran es sich erinnerte, nur an den Ginsterzweig, geriet seine Mutter derart in Wut, dass sie sich das Schwert der Familie schnappte, zum Lager ritt und dort Rabatz machte. Ginster, das ist die *Planta Genet*, versteht ihr, *Plantagenet*. Übrigens Nachkommen von Melusine, der Fabelkönigin, die mit ihren Kindern unter den Menschen lebte, bis man sie eines Tages heimlich beim Baden beobachtete, wo ihr Schwanz sichtbar wurde, und da floh sie durchs Fenster und kehrte der Menschheit für immer den Rücken. Und das Ergebnis der *Plantagenet*-Vergewaltigung war nach neun Monaten, ihr könnt es euch denken, unsere neue Priorin Marie. Und so kommt es also, dass unsere neue Priorin eine uneheliche Halbschwester der Krone ist. Durch die schreckliche Schande einer Vergewaltigung. Wie seltsam es doch ist, dass sie königliches Blut hat, das mit einer solchen Schmähhlichkeit vermischt ist!

Marie wird übel. Hätte sie noch einen Rest von Selbstliebe übrig, würde sie davonlaufen, doch sie drückt nur zornig das Ohr auf das Loch, um zu hören, was sie noch alles über sie wissen.

Jemand beginnt ein Ave-Maria zu flüstern.

Und tatsächlich sagt eine andere jetzt schnell, dass die neue Priorin aus Le Maine kommt, unweit der Normandie und der Bretagne. Ein mittelgroßes Anwesen, nicht übel, nahe einer römischen Straße und einem Fluss, eine liebliche Landschaft, sie selbst sei eine entfernte Cousine und wisse aus erster Hand, dass Marie aus einer berühmten Familie von Mannweibern stamme – Maries verwitwete Großmutter mit ihren sieben Töchtern und dann noch Marie, insgesamt acht

allzu wilde Gören. Als sie selbst noch ein Kind war, habe man den Mädchen in ihrer Familie immer gesagt, man drehe ihnen den Hals um, wenn sie so würden wie ihre unfraulichen Cousinen, die auf ihren Pferden im Galopp über die Felder flogen – noch dazu rittlings, welch ein Skandal! –, mit ihren Schwertkämpfen, dem Dolchunterricht, den acht Dialekten, die sie sprachen, sogar ein wenig Arabisch und Griechisch, und überhaupt den ganzen staubigen Manuskripten, diese lauten, widernatürlichen und eigensinnigen Frauen, die übereinander redeten, zankten, einander Blut abnahmen und mit der Hellebarde umgehen lernten, so sonderbar und ungehobelt. Aber nicht sie selbst. Nein nein, sie und ihre Schwestern seien überaus weiblich, sagt die Stimme selbstzufrieden.

Und Marie sehnt sich zurück nach ihrem Fluss in Le Maine, muskulös wie eine riesige Schlange. Nach den grünen Feldern, durch die kleine goldene Vögel schossen. Nach ihrer Großmutter und ihren Tanten, allesamt riesig, so wie Marie sie von damals in Erinnerung hat, als sie noch klein war und die Familie noch intakt, nach dem nie endenden Strom von Geschichten und Liedern und dem Armarium voller Bücher.

Doch jetzt ruft eine liebliche, sanfte Stimme, oh ja, auch sie habe von dieser Familie gehört, Hexen seien das gewesen, sie hätten sich in einer Vollmondnacht in Wolfsfrauen verwandelt und die kleinen Töchter der Bediensteten gestohlen, um sie als Hündinnen mit spitzen Schnauzen und furchterregenden Zähnen aufzuziehen, die bei der Jagd neben ihnen herrannten.

Stimmt nicht, sagt die Stimme von zuvor knapp. Alles Lügen. Die Familie sei bekanntermaßen sehr gläubig gewesen. Die vier ältesten Mädchen und sogar Marie selbst als

kleines Kind hätten mit der Damenarmee der Königin an einem Kreuzzug teilgenommen.

Unsere Priorin ist eine Kreuzfahrerin?, fragt die liebliche Stimme verwundert, und Marie sieht die Damenarmee sich wieder über einen Hügel im Byzantinischen Reich ergießen, unweiblich rittlings im Sattel, johlend und schreiend, mit gezogenen Schwertern und fliegendem Haar, alle in den weiß-roten Tuniken, laut und Furcht einflößend. Die anderen Nonnen raunen ehrfürchtig, denn Kreuzfahrer tragen die Frömmigkeit ihrer Pilgerfahrt auf dem Leib, die Heiligkeit des Blutvergießens auf der Haut. Marie denkt an ihre Tante Euphémie, die mit einem Salto vom Rücken eines Pferdes springen konnte, an ihre Tante Honorine und ihre beiden weißen Wanderfalken, ihre Tante Ursule mit ihren goldenen Stiefeln und ihrer unbändigen Schönheit und an ihre starke, lachende und vor Leben sprühende Mutter, damals allesamt noch junge Mädchen, die begierig nach allem griffen, was der Kreuzzug an Abenteuer und Gottesgunst zu bieten hatte.

Dann bricht Maries Vision noch weiter auf, und am Horizont leuchten die Ebenen von Thrakien im Byzantinischen Reich, damals in jener Nacht, in der sie, noch ein kleines Mädchen, wieder aufstand, nachdem der Atem der Schlafenden ruhig und gleichmäßig geworden war, ihren Dolch nahm, der in ihrer Hand als Schwert diente, und barfuß hinaus in die gefährliche Dunkelheit ging, so schnell sie konnte an den Feuern vorbei, an den Händen, die einen Augenblick zu spät nach ihr ausgestreckt wurden, und schließlich zu dem Zelt mit dem Adler auf der Spitze kam. Denn als ihre Mutter und ihre Tanten es gesehen hatten, hatten sie davon zu flüstern begonnen, dass sie Wein vergiften, mit Dolchen

Kehlen aufschlitzen und Schleifenbänder zum Erdrosseln benutzen wollten, und weil sie dabei immer wieder zu ihr hinübersahen, ahnte Marie dunkel, dass es etwas mit ihr zu tun hatte und sie irgendeine Art von Rache üben musste. Dort angelangt, fand sie einen Zeltnagel, der lose in der Erde steckte, hebelte ihn mit dem Heft ihres Dolchs heraus und schlüpfte unter dem Stoffrand hindurch. Im Zelt brannte eine einzelne Laterne. Überall auf dem Boden lagen Schlafende, und die Hunde am Eingang hoben die Köpfe und schnüffelten in ihre Richtung, hielten ihr Gebell jedoch in den Kehlen zurück. Mit gezogenem Dolch ging sie auf das Bett zu. Darauf zwei Hügel; der weiter hinten schnarchte herzhaft, während der vordere bei genauerem Hinsehen nackte Haut, eine aus dem Pelzüberwurf heraushauchende Brust, ein langer Hals, ein Wust aus glänzendem Haar und ein Auge war, schwarzumrandet, offen und direkt auf sie gerichtet. Eine Frau. Maries Überwältigung in dem Moment, kraftvoll wie ein Faustschlag in die Brust, diese erste Liebe. Flüsternd fragte die Frau, ob Marie eine Dämonin sei, doch als sie gleich darauf den Dolch und das kleine Gesicht sah, begriff sie, das ist nur ein Kind, eine hässliche kleine Kröte. Marie trat näher. Nackt, wie sie war, setzte die Frau sich auf. Ah, sagte sie, als sie in Maries Gesicht blickte, das ist also der berühmte kleine Bastard, sie könne die Ähnlichkeit eindeutig erkennen, doch wie seltsam, keine Spur der berühmten Plantagenet-Schönheit in ihrem Gesicht. Was für ein seltsames, derbes Wesen Marie doch sei, ein Jammer, dass sie ein Mädchen werden musste. Dann hüllte sich die Frau in ein seidenes Kleid und bedeckte ihre nackte Haut, bevor sie die Hand ausstreckte und Marie den Dolch abnahm. In nüchternem

Ton sagte sie, sie müsse ohnehin zurück in ihr Ehezelt, ihr armseliges und laues kirchliches Bett. Sie nahm Marie an der Hand und führte sie an den Schlafenden und den Wachhunden vorbei, die sich vor der Frau duckten; die Macht konzentrierte sich förmlich in der Luft, die sie umgab. Als sie weit genug draußen in der Nacht waren, dass niemand, der im Zelt vielleicht noch wach war, sie hören konnte, fragte die Frau leise, welche der schrecklichen Schwestern denn Marias Mutter sei – die Hübsche mit den goldenen Stiefeln, die mit den Vögeln, die mit dem Affengesicht oder die Dicke, unter deren Schritten der Boden bebte. Und Marie sagte, ihre Mutter sei nicht dick, sondern unheimlich stark, worauf die Frau erwiderte, sie verstehe schon, das Mädchen sei zweifelsohne eine treue und mutige Seele und gekommen, um die entsetzliche Sünde an ihrer Mutter zu rächen. Aber ach, was für ein Dummerchen sie sei. Denn Marie sei nicht zum Zelt desjenigen gekommen, den sie suche; dieser Feigling habe das Kreuz abgelehnt und sitze dick und bräsig zu Hause. Nein, dieses Zelt gehöre einem Freund, der Marias lumpige Ansprüche schon in Abrede gestellt habe, als sie noch eine winzige Frucht war. Frucht einer Notzucht, ha.

Und davon abgesehen, sagte die Dame, wisse Marie denn nicht, dass eine echte Dame sich niemals die Hände mit Blut beschmutze, sondern stattdessen sanften Einfluss auf andere ausübe, damit diese das Größte für sie erledigten?

Dann gab sie Marie einen Klaps auf den Kopf und sagte ihr, sie solle die Beine in die Hand nehmen und wegrennen, denn wenn die Heiden sie erwischten, würden sie sie verkaufen, und dann müsse sie Böden schrubben und essen, was die Hunde übrig ließen. Sie schubste sie, dass das Mädchen drei

Schritte nach vorn taumelte, und als es sich umdrehte, war die Frau in der Nacht verschwunden. Voller Verwunderung rannte Marie zu ihrem Zelt zurück und wusch sich in der Wasserschale die schmutzigen Füße. Ein Tuch zum Abtrocknen gab es nicht. Mit nassen Füßen kroch sie wieder unter die Felle, zu ihrer wohlig warmen Mutter, die spürte, dass das Mädchen eiskalt war, und es im Schlaf an sich zog. Dann fragte sie im Halbschlaf, wo Marie gewesen sei. Und schließlich, jetzt ganz wach, schnupperte sie an ihr, setzte sich auf und fragte, warum in aller Welt sie nach dem Parfüm der Königin rieche.

Es würde Maries erste Begegnung mit Eleonore, der Mächtigen, gewesen sein, damals Herrscherin von Frankreich und später von England, Mutter von zehn Kindern, Adlerin der Adler, Macht hinter den Mächten. Bis zu ihrem Tod würde Marie dieses allererste Bild der Königin in sich tragen, so wie ein Wels die Erinnerung an den ersten Haken, nach dem er einst als junger Fisch schnappte, tief im Fleische trägt.

Das Gefühl in ihrem Inneren war Liebe, eine harte, scharfe und beständige Liebe.

Aber Eleonore ist verloren, weit weg am königlichen Hof; sie hat Marie für immer fortgeschickt. Von all den Verlusten – ihre Mutter, ihr Zuhause, der Hof – ist dieser der unerträglichste, das spürt sie jetzt. Marie ist so traurig, dass sie sich kein weiteres Gerede über sich selbst mehr anhören kann.

Sie steht auf, öffnet das Fenster und sieht hinaus in die graue, windgepeitschte Landschaft.

Als ihr zu kalt wird, schließt sie die Scheiben wieder, dreht sich um und merkt, dass Emme nicht mehr schläft. Die Äbtissin öffnet die trüben Augen und sagt milde, vergib ihnen

ihr wirres Geschwätz, sie meinen es nicht böse. Marie schweigt.

Und während sich auf ihrem sanften Gesicht ein großes Lächeln ausbreitet, hebt die Äbtissin den Arm, und sie senkt ihn genau in dem Moment, in dem das Glockengeläut losbricht und alle zum Chorgebet ruft, so als hätte sie das Läuten mit ihrer dicklichen, blassen Hand aus dem Himmel gelöst.